

Maaßen & Marmelade

Win-Win

Von Ahne

Der Verfassungsschutzpräsident hat einen Eierkopf. Das ist mir neulich mal aufgefallen, als er sich erklären musste, vor einem Untersuchungsausschuss. Es ging, glaube ich, darum, dass er Äußerungen gemacht hatte, die Erde sei eine Scheibe oder irgendwas, weshalb manche meinten, er stelle ein Sicherheitsrisiko dar, für die Bundesrepublik Deutschland. Dabei gilt immer noch Meinungsfreiheit, oder? Ich meine, kann doch jeder denken, was er will. Und sie natürlich auch.

Gut, man kann verschiedener Meinung darüber sein, ob der gute Eierkopf dann befähigt ist, einen Dienst wie den Verfassungsschutz zu leiten. Das muss auch erlaubt sein, solch eine abweichende Meinung. Integration gut und schön, doch vielleicht wäre ein Mensch mit quasi Alleinstellungsmeinungen eher geeignet für den Außendienst? Verschönerungsarbeiten im Park? Oder in einer Großküche, Teller spülen? Das ist auch eine verantwortungsvolle Tätigkeit. Niemand möchte schließlich von schmutzigen Tellern essen. Obwohl, gibt bestimmt welche, die nichts lieber tun, als von schmutzigen Tellern zu essen, gibt ja sogar Nazis noch. Doch, doch, die gibt es. Auch mit solchen Menschen müssen wir leben, selbst wenn es nicht einfach ist.

Vielleicht wäre er geeignet für Verschönerungsarbeiten im Park?

Von »Nazis raus« halte ich nicht viel. Bin ja auch nicht dafür, den ganzen Plastikmüll oder Atommüll in andere Länder abzuschleppen. Was sollen die denn damit? Die haben ja vielleicht selber schon Plastikmüll oder Nazis. Selbst wenn man ihnen jetzt Geld für gibt, ja, das wiegt doch die Probleme nicht auf, die sie anschließend haben werden.

Postkolonialistisch nenne ich so was. Glasperlen für Gold. Feuerwasser für Edelsteine. Nazis für ... irgendwas. Schiefer Vergleich, ich weiß. Und selbstverständlich bin ich dagegen Menschen mit Müll zu vergleichen. Würde ich nie tun! Ein Mensch ist ein Lebewesen. Müll kann nicht atmen. Was ist Müll eigentlich? Wenn der Mensch Natur ist und die Ausgangsstoffe aus denen wir Müll machen auch, ist der Müll dann nicht ebenfalls Natur? Und hilft die Beantwortung dieser Frage irgendjemandem weiter?

Ab und zu wird ja gesagt, gegen Nazis sein sei das Gleiche als wäre man gegen Ausländer. Das stimmt natürlich, wenn man damit die Menschen meint. Doch ein Nazi ist ja nicht per Geburt ein Nazi, ein Ausländer schon, so lange er sich nicht in seinem Heimatland befindet. Wäre in einem Staat die absolute Mehrheit der Bevölkerung gegen Ausländer, könnte diese Bevölkerung im Übrigen vollkommen unproblematisch die Situation zu ihren Gunsten ändern, indem sie einfach alle Ausländer einbürgern ließe. Zack, wären keine Ausländer mehr vorhanden. Win-Win-Situation! Gar nicht mal so schwer darauf zu kommen, oder? Muss man lediglich die Mauern in seinem Kopf mal nieder reißen und ein paar andere Mauern vielleicht dazu.

Wenn ich noch was anderes sagen darf, aus den Beeren der spätblühenden Traubenkirsche, eines Baumes, welcher aus Nordamerika hierher eingewandert ist, sich ziemlich doll verbreitet und dessen Ausrottung oder zumindest Dezimierung ein Großteil der deutschen Umweltschützer fordert, kann man prima Marmelade kochen, mit Zucker und mit Nelken. Geht eben alles immer weiter und natürlich muss es trotzdem erlaubt sein, die Apokalypse an die Wand zu malen, wenn selbstverständlich die Fläche dazu freigegeben wurde. Einfach mal den Verfassungsschutz fragen?

18. Internationales Literaturfestival Berlin: Ein Treffen mit der iranischen Schriftstellerin Fariba Vafi

Eine Autorin in der Kaserne

Von Bahareh Ebrahimi

Die junge Iranerin träumt davon, Schriftstellerin zu werden, bewirbt sich aber erstmals bei einer Polizeiakademie. Davon handelt der bekannteste Roman der iranischen Schriftstellerin Fariba Vafi. Das Buch heißt »Tarlan« und erzählt von einer gleichnamigen Frau. Für diesen Roman, der auch ins Deutsche übersetzt wurde, bekam die Autorin im Jahr 2017 den »LiBeraturpreis«, eine Auszeichnung, die mittlerweile unter der Leitung der Frankfurter Buchmesse vergeben wird. Im Rahmen des 18. Internationalen Literaturfestivals war Fariba Vafi in Berlin zu Gast, wobei sie Passagen aus »Tarlan« und aus dem Roman »Der Traum von Tibet« las, der neu auf dem deutschen Buchmarkt erschienen ist. Anlässlich ihres Berlin-Besuchs hat »nd« mit ihr gesprochen.

Fariba Vafi ist im Jahr 1963 in Tabriz, einer Stadt im Nordwesten Irans, geboren, wohnt aber heute in Teheran. Schon als Jugendliche hat sie Geschichten für einige Zeitschriften geschrieben. Auch ihre Romanfigur Tarlan möchte es mit dem Schreiben probieren. Der Roman spielt in der Zeit kurz nach der Islamischen Revolution (1979) in Iran. Tarlan, die in einer mittelständischen Familie geboren wurde und »einen normalen Vater, eine noch normalere Mutter« hatte, ist auf der Suche nach einem anderen Leben. »In ihrer Fantasie ... streifte sie an Maxim Gorkis Seite durch Dreck und Elend im Untergrund. In ihren kühnsten Träumen aber folgte sie Tschechow«, heißt es im Buch. Und auf einmal entschließt sie sich, Polizistin zu werden. Nach dem Motto: »Lebe erst, schreibe dann«.

Das Frauen-Polizei-Internat ist jedoch monoton und repressiv. Das sei ein kleiner geschlossener Raum gewesen, der aber die damalige iranische Gesellschaft repräsentieren konnte, sagt Vafi im nd-Gespräch. Aus diesem strengen Alltag flieht Tarlan dann in die Welt der Literatur, dabei erinnert sie sich an den Satz eines Lehrers: »Der Mensch nimmt Gestalt an, indem er schreibt. Er kommt ans Licht. Und wird frei«. Als sie dann fragte: »Frei wovon?«, gab es keine Antwort vonseiten des Lehrers.

Die Antwort gibt aber Fariba Vafi: »Frei vom definitiven Schicksal«, sagt sie und betont, dass das Schreiben ihr selbst eine seelische Freiheit gebe und sie zu dem Menschen mache, der nicht ständig von einer bestimmten Situation beherrscht werde.

Wenn ein Roman internationale Aufmerksamkeit erhält, repräsentiert er auch sein Herkunftsland. Diese Rolle sei Vafi wichtig, sagt sie, »aber sie ist mir erst später bewusst geworden. Man lässt meine Werke im Ausland übersetzen, weil ich ein an-



Foto: privat

deres Bild der iranischen Gesellschaft präsentiere, ein anderes als das in den Berichterstattungen«. Ihre Romanfiguren sind Frauen, die weder Helden noch Klischees sind. Sie könnte man in den Straßen Teherans treffen. Vafi schildert den Alltag dieser Frauen mit all seinen Widersprüchen. »Bei den Lesungen in verschiedenen Ländern waren viele überrascht, dass diese Frau (im Roman) beispielsweise auch in Italien leben könnte«, erklärt Vafi, »sie haben eher Gemeinsamkeiten gefunden«.

Tarlan trifft sich einmal mit einer »weisen Frau«, um ihr ihre Schreibproben zu zeigen. Bei der Lektüre der Texte rät diese Frau ihr jedoch dazu, das Internat zu verlassen. »Die Zeiten, in denen die Schriftsteller ihre Geschichten aus Armut, Unglück oder gar aus dem Wahnsinn geschöpft haben, sind vorbei«, sagt die weise Frau und fügt hinzu, dass auch die Zeit Gorkis vorbei ist, der von den armen Leuten lernte und seinen autobiografischen Roman »Meine Universitäten« schrieb. Heutzutage sollte man »Lehrgänge des kreativen Schreibens« absolvieren, um Schriftsteller zu werden.

Ob Vafi selbst solche Kurse besucht hat? »Nein, bei mir war es wie

Der Mensch nimmt Gestalt an, indem er schreibt. Er kommt ans Licht. Und wird frei.

bei Gorki!«, sagt die Autorin und lacht. »Die Lebenserfahrung ist für das Schreiben zwar immer noch wichtig, aber es ist kein Muss. Für viele sind die Inspirationsquellen, ihre Fantasien, die Erfahrungen anderer Menschen, andere Bücher oder die virtuelle Welt«.

In ihren Romanen spielen biografische Elemente eine Rolle. Sie schreibe das, was sie kenne, sagt Vafi. Ihre Biografie wurde auch bei der Festival-Lesung zum Thema gemacht, als der Moderator Stefan Weidner im Haus der Berliner Festspiele sie fragte, ob sie selber diese Art Internat wie im Buch »Tarlan« erlebt habe. »Ja«, antwortete Vafi kurz und prägnant. Es herrschte ein paar Sekunden überraschtes Schweigen, dann fragte er noch einmal und dieses Mal genauer, ob sie Polizistin werden wollte. Fariba Vafi: »Nein, ich wollte Schriftstellerin werden«.

Auf Deutsch erschienen von Fariba Vafi bislang: »Der Traum von Tibet«, »Tarlan«, beide im Sujet Verlag, sowie »Kellervogel« im Rotbuch Verlag.

Unbekannte Bekannte

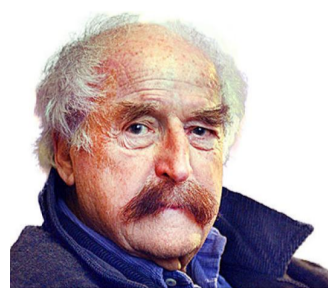
Carl Marzani (New York, 1964)

Von Walter Kaufmann

Mich beeindruckte, wie Carl Marzani die zwölf prägenden Jahre in den späten Dreißigern und frühen Vierzigern genutzt hatte – durch Europa trampeln, abenteuerliche Wochen in Indien verbringen und erst danach das Stipendium an der Oxford University wahrnehmen. Was ihn die Politikwissenschaften gelehrt hatten, versuchte er, ganz im Sinne der englischen Kommunistischen Partei, zu der er gehörte, praktisch anzuwenden. Schließlich hatte er trotz allem sein Studium unterbrochen und sich nach Spanien abgesetzt, war dort in den amerikanischen Lincoln-Brigaden gegen Francos Faschisten angetreten und für seinen Einsatz an der Front ausgezeichnet und befördert worden. Im Zweiten Weltkrieg war er als Offizier im Geheimdienst der US-Army mit Aufgaben betraut gewesen, die er

dank seiner umfangreichen Erfahrungen, nicht zuletzt auch wegen seiner Sprachkenntnisse, meisterlich zu lösen verstanden hatte – was ihm später, in den McCarthy-Jahren, übel gedankt wurde: Man verurteilte ihn zu drei Jahren Haft, weil er gegenüber den Geheimdienst-Obersten seine Mitgliedschaft in der britischen KP verschwiegen.

All das und mehr erfuhr ich nicht von ihm, sondern von Mitstreitern. Warum auch sollte Marzani sich einem ihm unbekanntem Schriftsteller von hinter der Berliner Mauer öffnen – es genügte, dass er mich in seinem Verlag empfing und sich von mir erzählen ließ, wie ich mich von einer Employment Agency in der Warren Street mit Reklameschildern auf Brust und Rücken in die Fifth Avenue hatte schicken lassen, ich im schwärzesten Harlem mit Do-it-yourself-Büchern hausieren gegangen war und in Manhattans Night



Walter Kaufmann, 1924 als Jizchak Salomon Schmeidler in Berlin geboren, floh 1939 nach England, lebte ab 1940 in Australien und kam 1956 in die DDR. Er arbeitete als Landarbeiter, Straßenfotograf und Seemann und hat das Erlebte schreibend dokumentiert. Im vergangenen Jahr veröffentlichte »nd« den ersten Teil einer Porträtreihe, in der sich Walter Kaufmann an Menschen erinnert, die seinen Weg kreuzten. Jetzt setzen wir die kleine Serie fort.

Foto: B. Lange

Courts routinierte Richter erlebt hatte, die wie am Fließband kleine Diebe, Zuhälter und Drogendealer zu Haftstrafen verdonnerten – mitternächtliche Sühne in einer turbulenten Metropole.

Auch meinen Vorstoß in die Bowery hatte ich Carl Marzani geschildert und wie ich mit Junkies geredet und eine Nacht in einem Asyl verbracht hatte. »Splendid«, hatte er zu mir gesagt, »passt prächtig in ein Buch, das wir planen.«

Da hatten wir längst in seinem Büro Platz genommen, wo er mir erklärte, warum er Kaffee oder Alkoholisches ablehnte.

»Sie aber sollten getrost zugreifen – Whiskey oder Bier oder Kaffee.«

»No, thank you, not for me either«, hatte ich ihm gesagt, was er zu billigen schien. Er musterte mich, ich musterte ihn – ein Mann in den Fünzigern, der jünger als sein Alter wirkte: straff, mit forschendem Blick

und kräftigen Händen, in denen er fortwährend kleine Stahlkugeln aneinanderrieb, was, wie er meinte, die Nerven beruhigte.

»Nun gut«, sagte er, »kommen wir zur Sache. Sie sollen der Siebte im Bunde sein.« Ich blickte ihn fragend an. »Weil ich schon sechs ausländische Autoren für meine Anthologie verpflichtet habe – »Seven foreigners look at America«. Gefällt Ihnen der Titel?«

Ob er mir gefiel oder nicht, spielte dann keine Rolle mehr. Nach Berlin zurückgekehrt erfuhr ich, dass Marzanis Anthologie, in die er auch mein »American Encounter« aufgenommen hatte, ein Opfer des Kalten Krieges geworden war – »RUSSIAN GOLD BOLSTERS N.Y. PUBLISHING HOUSE«. Allein die Schlagzeile in der New Yorker Presse vom russischen Gold in einem amerikanischen Verlag hatte Carl Marzanis Anthologie umgestoßen.